

Ein Haustor in Ottakring

Geschichten einer Entdeckungsreise

Ein Haustor in Ottakring

Geschichten einer Entdeckungsreise

Impressum:

Ein Haustor in Ottakring
Geschichten einer Entdeckungsreise

Erich Raith
Sarah Wantoch
Rita Aichinger
Miriam Kühler
Petra Kvapil

Herausgeber: Erich Raith
Publikationsbetreuung: Sarah Wantoch
Lektorat: Barbara Fink
Grafik: Gottfried Eilmsteiner

ISBN 978-3-99028-543-5

2016

Verlag Bibliothek der Provinz
A-3970 Weitra
www.bibliothekderprovinz.at

Die Texte und Bilder dieser Publikation entstanden im Rahmen der forschungsgeleiteten Lehre des Fachbereichs Städtebau, Institut für Städtebau, Landschaftsarchitektur und Entwerfen, der Technischen Universität Wien.

Coverfoto: Sarah Wantoch

Erich Raith
Sarah Wantoch
Rita Aichinger
Miriam Kühler
Petra Kvapil

Städtebau TU Wien



BEZIRK OTTAKRING
Bezirksvorsteher Franz Prokop

MiMi liebt es, ziellos durch die Stadt zu spazieren. Sie ist dabei immer auf der Suche, aber nach nichts Bestimmtem. Sie geht behutsam, konzentriert, alle ihre Sinne sind geschärft. Nichts soll ihr auf ihren Wegen entgehen. So findet sie besondere, ja manchmal auch skurrile Winkel, geheime, stille Rückzugsorte unter wunderschönen Linden, wo man von niemandem gefunden werden möchte, weil hier die Stadt Pause macht. Manchmal lockt sie ein kaum hörbares Geräusch in eine Seitengasse oder in eine Hauseinfahrt, ein metallisches Klingeln, ein raues Schaben, ein rhythmisches Klopfen oder das Knarren einer selten benutzten Tür. Dann folgt sie wieder der verwehenden Spur eines rätselhaften Geruchs oder der fast unsichtbaren Fährte, die ein undichtes Gefäß auf dem Gehsteig hinterlassen hat. Zunächst ist es noch ein durchgängiger Ariadnefaden, der immer dünner wird, dann zeigt er erste Unterbrechungen, um schließlich in eine hin- und herschwingende Reihe immer kleiner werdender und weiter auseinanderliegender Flecken überzugehen. Jeder dieser blassen Punkte im Staub der Straße könnte schon der vorletzte sein, denkt MiMi. Wenn dann am Ende dieser Spur aus einem über ihr geöffneten Fenster der Geruch von angebrannter Milch dringt, muss sie lächeln. In ihrem Kopf verbinden sich alle diese Wahrnehmungen zu einer Geschichte. Sie erfindet die Figuren dazu, die Mutter, der die Milch übergegangen war, den kleinen Nasuf, der dann schnell zum nahen Markt um frische Milch laufen musste und nicht bemerkte, dass die Packung an der Unterseite einen Riss hatte. MiMis Geschichten haben viele verschiedene Fortsetzungen und eine davon bestimmt meistens ihre weitere Route. Sie sucht jetzt zum Beispiel den nächstgelegenen Park, um auf dem Spielplatz Nasuf zu erkennen ...

Manchmal ist es ein aufblitzender Lichtreflex, der ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht. Dann wieder stellen sie ungewöhnliche Farben vor unlösbare Rätsel: Warum hat man sich gerade für dieses Türkis entschieden? Warum sind hier diese seltenen Rottöne kombiniert worden? Haben sich die Farben im Lauf der Zeit geändert? War es wirklich schöner, als sie noch leuchtender und die Oberflächen noch glänzender waren? Hat die Farbwahl etwa eine symbolische Bedeutung? Oder hat hier lediglich ein Anstreichermeister gesagt: „Das ist eine schöne Farbe!“, weil er gerade von diesem Produkt noch einen Restposten auf Lager hatte, den er unbedingt verbrauchen wollte?

MiMi hat keine Scheu, die Stadt anzugreifen, ihre Rauheiten, Risse und Narben zu ertasten, die Wärme oder Kälte ihrer Oberflächen zu spüren. Die Stadt – niemand weiß das so genau wie sie – fühlt sich zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter anders an. Deswegen zieht MiMi selbst bei Frost keine Handschuhe an. Ihre Fingerspitzen merken sich genau, wie sich der pelzige Raureif an den Masten der Straßenbeleuchtung anfühlt, und sie erinnern sich daran, wenn sie im Hochsommer vor der glühenden Hitze des Metalls zurückschrecken. Besonders spannend ist es für MiMi, Dinge anzugreifen, die eigens zum Angreifen gemacht worden sind, Handläufe neben Stufen, Türbeschläge, Klingelknöpfe, Bedienungsfelder von Automaten. Sie spürt dann sofort, ob derjenige, der diese Gegenstände ausgedacht oder hergestellt hat, es gut mit seinen Mitmenschen gemeint hat, oder nicht. Sie spürt fast diesen Menschen durch die Gegenstände hindurch, als gäbe es einen Händedruck über eine große zeitliche Distanz hinweg. Die Elemente der Stadt, die angenehm zu berühren sind und Sympathie auslösen, merkt sich MiMi ganz genau. Denn es werden immer weniger. Daran wird wohl schuld sein, denkt MiMi, dass man heute bei der Stadtgestaltung immer nur die Vandalen vor Augen hat, die brutal zur Stadt sind, und nicht auch die Kinder, die ihre Umgebung einfühlsam berühren. Daher bekommt man von den Dingen auch keine Zärtlichkeiten

mehr zurück, sondern nur Glätte und Härte, und die Stadt wird stumm und hört auf, uns berührende Geschichten zu erzählen, befürchtet sie.

MiMi weiß auch ganz genau, wie man durch Streichen oder Klopfen den Materialien Klänge und Akkorde entlocken kann. Sie wählt für ihre Stadtwanderungen mit großer Sorgfalt das passende Schuhwerk aus. Dabei ist ihr wichtig, dass die Schuhe bequem sind. Nicht so wichtig ist, wie sie aussehen. Am wichtigsten ist für MiMi, welchen Klang ihre Schritte haben, wenn sie über Asphalt, über Steinpflaster oder über die Metallabdeckungen der Kanalschächte geht. Oft wundern sich andere Menschen über MiMIs Arten zu gehen. Sie glauben, dass diese junge Frau betrunken sei und die Straßen entlang schlurfe, torkle oder tanze, oder dass sie verletzt sei und hinke. In Wahrheit komponiert MiMi wieder einmal ihre Straßenballettmusik. Manchmal geht MiMi barfuß, oder sie nimmt ihren Einkaufstrolley mit – als Musikinstrument. Besonders bei unregelmäßig verlegten Plattenbelägen erzeugen die Rollen des Wagerls je nach Abfolge der Fugen die erstaunlichsten Rhythmen. Sie kennt einen Platz, dort ist es eindeutig ein Tango. Dazu hat sie mindestens drei Geschichten: Eine erzählt von einem Straßenarbeiter, dem diese musikalische Dimension seines Werks durchaus bewusst war (sie nennt ihn Jorge), die andere handelt von Piet, der auch über lange Distanzen die geradesten Linien und die präzisesten Winkel anlegen konnte. Die dritte Geschichte endet tragisch, weil Jorge und Piet einmal bei derselben Firma angestellt waren und gemeinsam die Pflasterung eines Kirchenvorplatzes herstellen sollten ...

MiMi fühlt den unwiderstehlichen Zwang, mit ihren Fingernägeln unter abblätternde Lack- oder Putzschichten zu fahren, sie vom Untergrund abzulösen, darunter liegende Farben und Materialien freizulegen und auf diese Art in die historische Tiefe der Stadt vorzudringen. Sie reißt immer wieder vergilbte Papierfetzen von Plakawänden, kratzt an den abgeschundenen Kanten von Parkbänken oder legt an staubgrau gewordenen Hauswänden behutsam kleine bunte Flecken frei. Über einem halb zugemauerten Schaufenster entzifferte sie einmal heller gebliebene Stellen als Aufschrift: FISCHEREIBEDARF. Sie fand neben der ebenfalls vermauerten Eingangstür schlampig verschmierte Bohrlöcher und dachte, hier war wahrscheinlich einmal ein Automat montiert, ein größerer als die üblichen Kaugummi- oder Präservativautomaten – ein Automat für Fischköder vielleicht, mit einer Glasscheibe vorne, hinter der sich in kleinen durchsichtigen Plastikdosen Würmer unterschiedlicher Länge, Dicke und Preisklasse krümmten. MiMi schlenderte dann gedankenverloren weiter, die Gasse abwärts bis zum tiefsten Punkt des Stadtviertels, dorthin, wo einmal der Lauf eines Bachs gewesen sein müsste. Sie legte ihr Ohr an ein Kanalgitter, um vielleicht am Klang des Wasserrauschens den Bach noch erkennen zu können. Ein älterer Mann, der ihr helfen wollte, weil er glaubte, sie sei gestürzt, lachte nicht über ihre Phantasien, er nickte nur zustimmend und sagte, dass immer noch, nach heftigen Gewittern, der längst verschwundene Bach durch diese Kanalgitter an die Oberfläche schieße und die Gasse überschwemme. MiMi fand dann tatsächlich noch ein Relikt der letzten Überschwemmung, ein getrocknetes Buchenblatt aus dem Wienerwald, eingeklemmt im Gitter eines tiefliegenden Kellerfensters.

MiMi studiert Architektur. Aber das, was sie bei ihren Stadterkundungen am meisten fasziniert, ist noch nie in einer Vorlesung angesprochen worden. Sie hat auch aufgehört, ihren Studienkolleginnen die Geschichten zu erzählen, die sie der Stadt bei ihren Wanderungen entlockt. Sie scheinen ohnehin niemanden besonders zu interessieren. MiMi nimmt nur mehr selten an Fachexkursionen an den Stadtrand teil, wo

die neuesten Wohnhausanlagen zu besichtigen sind, die eleganten Musterbeispiele aus den Vorlesungen. Sie mischt sich kaum mehr in Fachsimpeleien über undurchschaubare Konstruktionen, extravagante Formen oder die aktuelle Rangordnung sensations-süchtiger Stararchitekten ein. Das interessiert wiederum sie nicht besonders.

MiMi geht auch kaum mehr ins Stadtzentrum, und wenn, dann nur bei Regen, wenn es die Touristenscharen vorziehen, im Trockenen zu bleiben. Sie mag es nicht, bei ihren Beobachtungen ständig von Leuten bedrängt zu werden, die mehr auf ihre Smartphones und ihre Digitalkameras schauen, als auf die Stadt selbst. Diese Leute sehen nur das, was sie von anderen als sehenswert empfohlen bekommen haben, bemerkt MiMi. In der Inneren Stadt, die ja längst zum Weltkulturerbe erklärt worden ist, sollten ihrer Meinung nach mehr Menschen sein, die dort auch wohnen und deren alltägliches Leben Spuren hinterlässt, Flecken, Kratzer, Zeichen. Es ist ihr irgendwie zu schön und zu sauber im Weltkulturerbe. Da geht sie lieber in die Vorstädte, wo die Häuser auch alt, aber noch nicht so herausgeputzt sind, und wo das Stadtbild noch nicht für die touristische Vermarktung zugerichtet ist. Auf eine Frage nach dieser Vorliebe würde sie vielleicht antworten: Die Gassen hier erzählen mir ihre Geschichten noch selbst und sie erzählen sie gut, unmittelbar, voller Überraschungen, unzensuriert, ohne vorgeschaltete Filter wie Kunstgeschichte oder Reiseliteratur.

Manchmal blickt sich MiMi im überfüllten Hörsaal um und fragt sich, ob sie nicht schon zu einer Außenseiterin geworden ist. Auf ihren Stadtpaziergängen, wenn ihre Konzentration nachlässt und sie auf einer Gehsteigkante sitzt, um auszuruhen, beginnt sie darüber nachzudenken, was sie nach dem Diplom wohl machen soll. Soll ich zur Spurensicherung bei der Kriminalpolizei gehen? Das hat zu viel mit Verbrechen zu tun. Oder soll ich Archäologin werden? Dann hätte ich gleich dieses Studium wählen sollen. Vielleicht zum Denkmalmant? Das hat wieder zu viel mit der Vergangenheit zu tun. Ich hätte gerne einen Job, bei dem ich alte Häuser davor bewahren kann, zu Tode saniert zu werden, erträumt sich MiMi. Und vielleicht kann man dabei gelegentlich auch etwas Neues entwerfen, neue architektonische Stadtgeschichten, Fortsetzungsgeschichten quasi ... Vielleicht werde ich Stadtgeschichtenerzählerin!

Solche Gedanken begleiten MiMi oft auch noch, nachdem sie sich wieder aufge-rappelt und ihren Streifzug durch die Stadt fortgesetzt hat. Aber nach und nach vertreiben die andrängenden Bilder, Geräusche, Gerüche und Ereignisse diese lästigen Zukunftsängste. Dann klappert sie wieder riskant mit hohen Absätzen eine schmale, glatte Straßenbahnschiene entlang, lässt sich von Grashalmen, die sich durch Risse im Asphalt zwängen, an den nackten Fußsohlen kitzeln, oder beobachtet Ameisen, die in den vertieften Fugen zwischen den Granitblöcken des Straßenpflasters geschäftig hin und her laufen, ganz so wie die Menschen in den Fugen zwischen den Gebäudeblöcken. Sie erforscht die Ameisenstadt, manchmal sogar auf dem Bauch liegend. Man kann MiMi auch dabei ertappen, wie sie heimlich auf ein Baugerüst steigt, um die Stadt von oben zu betrachten und ihr Geheimnisse zu entlocken, die man auf Straßenniveau nie erahnen würde. Beim Abstieg entdeckt sie vielleicht eine besondere Rarität, die nur bei ganz speziellen Gebäuderenovierungen verwendet wird, sie schnuppert dann lustvoll an dem frischen, würzig riechenden Fensterkitt und drückt mit ihrem Fingernagel, unter dem noch Farbpigmente von einer alten Telefonzelle hervorleuchten, ein Herz und die Buchstaben MIMI in die weiche Masse. Sie hofft: Vielleicht bemerkt das einmal irgendwer und malt sich dazu eine ungewöhnliche Geschichte aus. Kurz darauf dringt ein schmerzhaft lautes Quietschen durch die Gassen. MiMi schaukelt wild auf

einer rostigen Kette, die als Absperrung zwischen zwei steinerne Pfeiler gespannt ist. Dann betrachtet sie wieder intensiv die Muster, die nach Abbruch eines Hauses an den freigelegten Feuermauern sichtbar geworden sind. Für sie sind das vielsagende Zeichen, riesige Hieroglyphen, Wandzeitungen, die man unverzüglich lesen muss, bevor sie für immer aus dem Stadtbild verschwinden, weil entweder die Mauer frisch verputzt oder ein Neubau in die Baulücke gestellt wird.

MiMi versucht, sich alle diese Geschichten zu merken, die ihr die Stadt erzählt und die sie selbst ausgehend von ihren Beobachtungen erfindet. Was Geschichten betrifft, ist Wien unerschöpflich, weiß MiMi. Nur selten setzt sie sich zu Hause hin und schreibt etwas besonders Spannendes auf, oder skizziert einen Plan, der einen imaginierten Handlungsablauf verständlicher macht. Noch seltener läuft der Vorgang in umgekehrter Richtung ab: Wenn MiMi in einem Buch oder in einer Zeitung auf eine interessante Geschichte stößt, die sie auf neue Pfade führt. Wenn zum Beispiel von einem längst verstorbenen Mann berichtet wird, der da gewohnt hat, der hier eine Fabrik errichtet hat, der viel für die Arbeiter im Bezirk getan hat und an mehreren Adressen seine manches Mal unübersehbaren, manches Mal schon fast verschwundenen Spuren oder nur noch Erinnerungen hinterlassen hat. Dann macht sich MiMi auf, diese Adressen zu besuchen, diese Spuren zu entdecken und miteinander in Verbindung zu bringen. Sie geht die Wege des Mannes nach, von der Wohnung zur Fabrik und wieder zurück, oder von der Wohnung zur Synagoge, die es nicht mehr gibt. Sie stellt sich vor, welche Eindrücke man früher auf diesen Wegen gewinnen konnte, wie es damals in der Stadt geklungen und gerochen hat, wie sich die Menschen in den Straßen bewegt haben und wie melodios die vielen Dialekte waren, die sie gesprochen haben. Sie setzt ihre Stadtgeschichten zu Lebensgeschichten zusammen und erlebt die Strecken als Abschnitte von Lebenswegen. Bei berühmten Menschen kann man Schritte, die sie gegangen sind, zum Teil nachvollziehen, vermutet MiMi, aber bei den Tausenden anderen, die sich schon durch diese Stadt bewegt haben? Bei mir selbst?

Wenn MiMi so in das Dickicht der Stadt eintaucht, dann denkt sie sich manchmal: Die Stadt lebt, bewegt sich, verändert sich, entwickelt sich. Obwohl ihre gebaute Substanz starr ist, unterliegt sie bis ins kleinste Detail einem ständigen Wandel. Da sind einmal die Menschen, die für diese Lebendigkeit sorgen, die an ihr herumbasteln, sie aufbauen und wieder abreißen, sie den wechselnden Bedürfnissen und Moden anpassen, sie umformen und umgestalten. Hier fällt ein Kaugummi zu Boden, da eröffnet ein Geschäft. Ein alter Mann pinkelt in einen dunklen Hauswinkel. Er ist nicht der Erste, wie man an Wand und Boden, vor allem aber am Geruch dieses Ortes bemerken kann. Ein Bub trampelt im Park einen Baumspross nieder. Dort wird eine Fassade renoviert, hier wird eine Bank aufgestellt. Manche Veränderungen betreffen mich, denkt sich MiMi, die allermeisten haben aber nichts mit mir zu tun und fallen mir gar nicht auf. Vielleicht weil ich noch zu wenig Verständnis dafür habe. Vielleicht weil sie zu klein sind, zu unscheinbar, oder schlicht zu normal. Doch selbst große Veränderungen sind meist so gewöhnlich, der Norm entsprechend, dass man ihnen kaum Aufmerksamkeit schenkt. Wenn MiMi einmal etwas Verwunderliches, Überraschendes oder Schockierendes entdeckt, etwas, das für sie unerklärlich ist und keinen Sinn ergibt, dann fragt sie sich: Warum? Warum ist das so? Warum schaut es hier so aus? Hat da irgendwer eine besondere, eine gute oder hinterhältige Absicht verfolgt? Welches Kalkül könnte da wohl dahinterstehen? Warum hat sich hier jemand völlig anders verhalten, als „normal“? MiMi will das nachvollziehen können, damit es sie nicht mehr so irritiert,

damit sie das Beobachtete einordnen und vielleicht auch wieder vergessen kann. Andererseits: Solange solche Fragen unbeantwortet im Raum stehen, spürt sie diese brennende Neugier und diese Faszination am Rätselhaften. Denn das weiß MiMi ganz genau: Für jedes gelöste Rätsel muss sie ein neues, noch ungelöstes finden, um ihren Forschungsdrang nicht einschlafen zu lassen. Will sie denn wirklich alles wissen? Wäre es besser, wenn nichts mehr da wäre, das verblüfft, verunsichert und verlockt? Nichts, das herausfordert und anspornt? Liegt der Reiz der Stadt nicht gerade in der unendlichen Vielfalt des Fragwürdigen und in der Gegenwärtigkeit des Unerklärbaren?

Da sind auch noch der Wind, der Regen und der Frost, die der Stadt zusetzen und sie permanent verändern. Dort hat der Sturm ein schlecht fixiertes Fenster zerbrochen, überall rosten Metalle, vermorschen hölzerne Balken und brechen Straßenbeläge auf. Da sind auch noch die Tiere, die sich in allen Ritzen ihre Lebensräume einrichten und dabei eigenen Regeln folgen. Ebenso machen es die Pflanzen, die ihre Wurzeln in den Boden bohren, Asphaltdecken aus schwarzer Tiefe heraus zum Licht hin durchdringen und gelegentlich alle anderen Gerüche der Stadt mit dem zarten Duft ihrer Blüten übertrumpfen. Da wachsen mächtige Bäume, die ihre Kronen zwischen die Fassadenfluchten zwängen, oder Ranken, die altes Gemäuer nach und nach überdecken, bis sie selbst zur Fassade werden. Es gibt eine offensichtliche und eine hintergründige Natur im Künstlichen der Stadt, denkt MiMi. Die eine Natur wird gepflegt, man sieht sie im Grün der Parks, der Alleen, der Blumenkisterln auf den Balkonen und Fensterbrettern. Die andere Natur ist destruktiv und sorgt für den Verfall des Gebauten. Davon wächst ja nichts von allein: Keine Latte sprosst im Frühling aus einem Dachbalken, kein einziger Ziegel wächst eigenmächtig aus einem Gebäudesockel in die Höhe. Alles Konstruktive muss von Menschen überlegt und unter Anstrengungen hergestellt werden. Das Aufbauen braucht einen Plan, sowie den Willen und die Fähigkeiten, ihn zu verwirklichen. Das Bauen muss genau organisiert werden. Der Niedergang funktioniert dagegen von allein, elementar, naturhaft. Stadt, das ist auch ein permanenter Kampf gegen diese Natur, gegen den Verfall, gegen den Tod, denkt MiMi, wenn sie in einem Hinterhof vor einem schiefen Salettl mit zerbrochenen Laubsägeornamenten steht, das einmal sehr reizvoll und der Stolz seines Besitzers gewesen sein muss, oder wenn sie hoch oben auf einem Baugerüst balanciert und bemerkt, wie gerade alte moosige Dachziegel durch fabriksneue ersetzt werden, die plötzlich knallorange aus der vertrauten Dachlandschaft herausleuchten.

In der Nacht geht MiMi oft in der Mitte der engen Gassen, genau unter den an Spanndrähten schwebenden Straßenleuchten, besonders wenn es Alleen mit dicht belaubten, alten Kastanienbäumen sind. Auf der Fahrbahn ist es am hellsten, dort fühlt sie sich viel sicherer als auf den verschatteten, düsteren Gehsteigen, die oft kaum Platz zwischen den aufdringlichen Stoßstangen der schräg parkenden Autos und den nach Hundepisse riechenden Sockeln der Häuser bieten. In der Mitte der Straße wird man auch nie blöd angequatscht, nur blöd angehupt. MiMi versteht nicht, warum das meiste Licht ausgerechnet den Autos zugutekommen soll, die ohnehin mit eigenen Scheinwerfern ausgestattet sind. Manchmal überlegt sie, wie sie durch heimlich angebrachte Reflektoren Licht auf die Gehsteige umlenken könnte, damit man sich dort sicherer fühlen würde. Das wäre mehr als gerecht und höchste Zeit, findet sie. Auf ihrem Arbeitstisch liegen schon einige skizzenhafte Entwürfe dazu und eine hochglänzende Metallfolie. Daraus will sie demnächst das erste Versuchsmodell eines raffinierten Reflektors basteln ...

Auch bei Tag gefällt es MiMi gelegentlich, in der Mitte der Straßen zu flanieren. Da wirken die Räume viel besser proportioniert. Und diese Sicht will sie sich auf keinen Fall nehmen lassen, schon gar nicht von den Autos. Die Autofahrer bemerken diese Qualität ja nicht einmal, die müssen ja konzentriert auf den Querverkehr, auf die vielen Schilder oder auf die vor ihnen aufleuchtenden Bremslichter achten. Neulich sah man MiMi lange in Ottakring mitten auf der Fahrbahn der Degengasse stehen, genau vor dem Haus Nummer 41. Zum Glück ist gerade diese Gasse so breit – warum wohl, wird sie überlegt haben –, dass sich die Autos vor ihr und hinter ihr vorbeizwängen konnten. Die Fahrer haben natürlich trotzdem gehupt und wild gestikuliert. Sie hat das gar nicht beachtet. Nicht einmal, als ein wunderschönes altes Cabrio, ein Oldtimer mit glänzendem Lack, blitzenden Chromleisten und Weißwandreifen an ihr vorbeischlich, nicht einmal als der Chauffeur dieses Prunkstücks, ein mit einem Lederhelm und einer alten Rennfahrerbrille stilgerecht adjustierter Dandy, sie aus kurzer Distanz eitel anlächelte, weil er wohl MiMIs regloses Verharren auf sich und sein kostbares Auto bezog. Doch es war eine völlig andere Attraktion, die MiMi da plötzlich und unerwartet entdeckt hatte. Noch an keinem anderen Gebäude, an keinem Palast und an keiner Kathedrale hatte sie etwas gesehen, das sie so spontan und so heftig in den Bann gezogen hätte, wie ...







Vorgeschichten und Nachbemerkungen

Wie alle Geschichten musste auch die über MiMi erst in dem nie versiegenden, an uns unaufhaltsam vorbeiziehenden oder uns mitreißenden Fluss des Erzählens werten ausgemacht und in der Folge in mehreren Versuchen aus seinen Wirbeln herausgefischt werden. Wie alle Geschichten steht auch diese gleichzeitig am Beginn, am Ende, neben und zwischen unzähligen anderen. Ohne MiMIs Anstoß gäbe es all jene Berichte nicht, die sich mittlerweile um die Entstehung dieses Buches ranken. MiMIs Erlebnisse hätten aus unzähligen anderen Blickwinkeln betrachtet und in ganz verschiedene Handlungsstränge verwoben werden können. Sie wären auch nie möglich gewesen, wenn nicht schon früher die Voraussetzungen für MiMIs Auftritt geschaffen worden wären. Man kann außerdem beobachten, dass erst durch MiMi alte Geschichten, die man bislang nicht in Zusammenhang gebracht hatte, in überraschender Weise miteinander verknüpft wurden und wieder zu neuen Geschichten geworden sind.

Unüberschaubar breit gefächert sind schon allein all jene Darstellungen, die mit der historischen Entwicklung Wiens – und hier speziell mit jener des 16. Wiener Bezirks Ottakring – zu tun haben. Die wissenschaftliche, populärwissenschaftliche oder auch bewusst populär aufbereitete Literatur dazu wird unablässig ergänzt, thematisch erweitert und auch korrigiert. MiMi könnte dennoch nach jeder ihrer Stadtexpeditionen viele Fragen stellen, auf die es bislang noch keine ausreichend gesicherten Antworten gibt und die mit Aspekten der Stadt zu tun haben, die üblicherweise nicht die Aufmerksamkeit von Historikern und Stadtforschern auf sich ziehen.

Doch warum streunt MiMi überhaupt so gern in Ottakring herum, obwohl sie andere Bezirke noch kaum besucht hat? Eine Erklärung mag darin liegen, dass Ottakring sehr vielfältig ist und ein breites Spektrum unterschiedlicher urbaner Milieus und kontrastierender Erlebnissphären anbieten kann. Dieser vorstädtische Bezirk beginnt am Gürtel, jener pulsierenden Hauptverkehrs- und Lebensader, die kreisförmig um die Kernstadt herumführt, dort, wo vor der Schleifung der Stadtmauern als äußerster Ring der Verteidigungsanlagen Wiens der „Linienwall“ verlief. Diese Linie war auch eine wichtige Zollgrenze, weshalb außerhalb von ihr nicht nur Gasthäuser, Weinlokale und Vergnügungsstätten, sondern auch frühindustrielle Gewerbe- und Handwerksbetriebe wirtschaftliche Standortvorteile gegenüber dem eigentlichen Stadtgebiet vorfanden. In der Zeit der boomartigen Industrialisierung und des rasanten Wachstums der Stadt im 19. Jahrhundert wurden dort die bislang vorwiegend landwirtschaftlich genutzten Flächen einschließlich der alten dörflichen Siedlungskerne radikal überformt und zunehmend mit dem für die Gründerzeit typischen Raster aus Straßen und hochverdichteten Blockbebauungen überzogen. Die stadtnahe Kulturlandschaft wurde ungeachtet ihrer geschätzten Schönheiten und samt ihren Wasserläufen und wertvollen Naturelementen schonungslos in einen kompakten steinernen Stadtkörper, in einen lebenskräftigen Arbeiterbezirk verwandelt, der trotz rascher Expansion und trotz der Belastbarkeit seines städtebaulichen Gefüges kaum in der Lage war, die andrängende Bevölkerung aufzunehmen.

Die typische gründerzeitliche Stadtstruktur und die damit verbundene Charakteristik des Bezirks ändert sich dort, wo die vom Wienerwald her abfallenden Hänge merklich steiler werden. Die äußere Hälfte des Bezirks ist nicht so dicht bebaut wie die innere. Sie erscheint bis heute als Konglomerat privilegierter, durchgrünter Wohnquartiere, in denen sich prominente Großwohnanlagen des „Roten Wien“ der Zwischenkriegszeit, aufge-

lockerte Siedlungen der Nachkriegszeit und schließlich noble, in privaten Gärten stehende Einfamilienhäuser mit zunehmender Lockerheit aneinanderreihen. Dahinter sieht man gepflegte Weingärten zu den grünen Hügeln des Wienerwaldes ansteigen, mit dem Schloss Wilhelminenberg als malerischer Krönung des Panoramas.

Auf Luftbildern kann man die städtebaulichen und atmosphärischen Gegensätze, die diesen Bezirk ausmachen und die MiMi in den signifikanten Kontrasten des von ihr aufgespürten Haustors wiederzuerkennen glaubt, sofort erkennen. Aus der Luft erscheint die gründerzeitliche Stadt als eine rigide Ausdehnung eines flächendeckenden Blockrasters, die Stadträume und Straßenbilder von lähmender Einförmigkeit befürchten lässt. Warum aber erleben MiMi und mit ihr wohl auch die große Mehrheit der Bewohner und Besucher Ottakrings diesen Stadtteil vor Ort dann doch nicht als unerträglich monoton, ja sogar als lebendig und pittoresk? Das mag daran liegen, dass auch der gründerzeitlich geprägte Teil des Bezirks bei genauerer Betrachtung – und in der Disziplin der genauen Betrachtung ist MiMi ja zweifellos eine Spezialistin – gar nicht so stur und einförmig strukturiert ist. Da gibt es z.B. Straßenzüge, die sich dem rechtwinkeligen Raster verweigern und wie der Broadway in New York das orthogonale Grundmuster der Stadtstruktur unvermutet schräg durchschneiden. Diese Straßen folgen offenbar älteren Spuren und geben durch ihre Sonderrolle im Stadtgefüge immer noch verlässliche Hinweise auf dessen Vorgeschichten. (MiMi hat das anhand historischer Karten natürlich fallweise überprüft.) Die anderen Straßen und Gassen sind aber auch nicht alle völlig gleich. Es gibt Haupt- und Nebenstraßen unterschiedlicher Breiten, es gibt Straßen, die sich in rhythmischen Abständen zu Plätzen erweitern, und wieder andere, die als Alleeen einen eigenständigen stadträumlichen Charakter gewinnen.

Besonders wichtig für das Erleben des Bezirks ist aber die Modellierung des Geländes. Als Fußgänger spürt man unmittelbarer als ein Autofahrer die Neigung der Abhänge, die von den Ausläufern des Wienerwaldes nach Osten zur Donau hin abfallen, gleichzeitig erlebt man sehr deutlich das quer zu diesem Gefälle bestehende Auf und Ab des Territoriums. Diese Modellierung stammt von den Talmulden, die von den zur Donau fließenden Bächen geschaffen wurden – wie vor allem vom Ottakringer Bach, der längst in die Unterwelt verdrängt worden ist, aber immer noch dem Gefälle seines angestammten Laufs folgt, dienstbar die Kanalisation des Bezirks durchspült und nur nach besonders heftigen Wolkenbrüchen ans Tageslicht drängt und die am tiefsten liegenden Straßenzüge des Bezirks überflutet. Es ist besonders diese bewegte Topographie, die trotz des sturen gründerzeitlichen Straßen- und Blockrasters die Orientierung erleichtert, unverwechselbare Situationen schafft und eine auflockernde Höhenstaffelung der Häuser bewirkt. MiMi weiß das alles sehr zu schätzen.

Obwohl in diesem Stadtteil viele Blöcke die gleiche Grundform aufweisen, gleich dimensioniert sind und aus der gleichen Anzahl gleicher Parzellen bestehen, zeigt die Bebauung doch wohlthuende Differenzierungen. Das mag überraschen, denn schon eine flüchtige Analyse zeigt, dass die gründerzeitliche Stadt aus ganz wenigen baulichen und räumlichen Grundelementen zusammengesetzt ist. Aber die Häuser sind trotz ihrer identen Machart und trotz ihrer gemeinsamen Entstehung in der Ära der Industrialisierung nicht in Serie am Fließband produziert, sondern traditionell handwerklich hergestellt worden. Der Gestaltreichtum der gründerzeitlichen Stadt findet sich nicht auf der Ebene der generellen typologischen Lösungen, sondern in der Fülle der gegenständlichen, oft handgemachten Details. Die Entwicklungen der vergangenen eineinhalb Jahrhunderte haben zu weiteren bereichernden Differenzierungen geführt. Die Stadtviertel, ihre Straßen, ihre

Gebäude und auch alle architektonischen Elemente – wie z.B. die Haustore – haben jeweils ihre spezielle Biographie – und das sieht man ihnen meistens auch an. Gerade durch die weitgehende strukturelle Homogenität und die maßstabsübergreifende Regelhaftigkeit des gründerzeitlichen Stadtsystems eröffnet sich die Chance, dass subtile Besonderheiten, geringfügige Abweichungen und entwicklungsbedingte Individualisierungen trotz ihrer Kleinheit und Unaufdringlichkeit signifikant und bedeutsam werden können. In einem heterogenen, vielgestaltigen, weniger regelhaft konzipierten Stadtsystem, in dem jeder Baukörper seine eigenen architektonischen Themen entwickelt, würden vergleichbare gestalterische Feinheiten eher belanglos bleiben. Das hat MiMi dank ihrer spaziergangswissenschaftlichen Ambitionen längst herausgefunden. Und vielleicht ist das einer der Gründe, warum es sie immer wieder in die Gassen von Ottakring zieht.

Der Schauplatz einer anderen Geschichte, die mit jener MiMi verknüpft ist, ist Belgrad. Im August 1956 wurde ein junger Architekt und Urbanist namens Bogdan Bogdanović eingeladen, in einer Belgrader Tageszeitung wöchentlich eine Kolumne über Städtebau zu schreiben. Belgrad erlebte zu dieser Zeit als Hauptstadt Jugoslawiens einen heftigen Wachstumsschub. Großmaßstäbliche Stadterweiterungsprojekte wurden im Geist der funktionalistischen Moderne projektiert und umgesetzt. Für Bogdan Bogdanović, den Spross einer intellektuellen, großbürgerlichen Familie, war diese städtebauliche Praxis abschreckend. Er bezeichnete sie „als das gemeinsame Hobby von Technokraten, Politikern und Ideologen“.¹ Obwohl es für junge, aufstrebende Planer in dieser Zeit sicher ausgezeichnete Berufs- und Verdienstmöglichkeiten gegeben hätte, verweigerte er sich vorgezeichneten Karrierewegen und zog es vor, sich universell mit städtebaulichen Traditionen zu befassen und grundlegende Phänomene des Städtebaus bei systematischen Stadtspaziergängen zu ergründen. Darüber schrieb er dann in seiner Kolumne, der er in provokantem Gegensatz zu den Großprojekten dieser Zeit den Titel „Mali urbanizam“ (Der kleine Urbanismus) gegeben hatte.

„Bogdanović schrieb in der Kolumne über Belange, mit denen sich die Autoren des ‚großen Urbanismus‘ nicht beschäftigten: über Fassaden im Regen, über handwerkliche Details an den Haustoren und Steinmauern, über halb erfrorene Hunde und Katzen, über Gerüche und Geräusche in der Stadt. Er nannte es ‚eine persönliche Stadttopologie‘. [...]

Einen der Beiträge aus der Reihe Der kleine Urbanismus nannte Bogdanović Trizvekir. Ins Deutsche könnte man das als Drei Türklopfer übersetzen, wobei der Klang des deutschsprachigen Pendant nicht ganz dem Klang des serbischen Originals entspricht. Das Wort ‚zvekir‘, wie auch viele andere Turzismen in der heutigen serbischen Sprache, erweckt gewisse nostalgische Gefühle, Erinnerungen an schon längst vergangene Zeiten. Bogdanović beginnt den Text mit den Worten: ‚Diesmal werde ich nicht vorschlagen, wieder Türklopfer an Türen zu befestigen. Ich will aber auch keinen Rückzieher vor meinen Kritikern machen, die mir vorwerfen, Traditionalist und Romantiker zu sein. Diesen Vorschlag werde ich deswegen nicht machen, da ich gar nicht vorgehabt hatte, ihn in die Tat umzusetzen. Aber wenn wir schon beim Thema von Türklopfern sind, glaube ich, dass solch ein Vorschlag auch ganz gut zu rechtfertigen wäre. Also werde ich es doch versuchen ...‘ In weiterer Folge schreibt der Autor ein Plädoyer für die nostalgischen Türklopfer mit der Begründung, dass der Mensch selbst im Atomzeitalter im tiefsten Inneren seines Wesens gleich wie vor hundert Jahren sei. Schon zwei, drei Bewegungen des Türklopfers durch die menschliche Hand würden einiges davon verraten, wer vor der Tür steht: Ob Freund

oder Feind, ob er es eilig hat oder nicht, ob er gelangweilt oder besorgt ist, ob er Hilfe braucht [...]. Im Gegensatz dazu sei die elektrische Klingel zu technisch und vulgär. Der Unterschied in der Art des Klingelns könne höchstens wie bei den Morsezeichen sein: kurz oder lang.“²

Bogdan Bogdanović machte dann doch eine steile Karriere. Er wurde Universitätsprofessor für Städtebau und 1982 sogar Bürgermeister von Belgrad. Weltberühmt wurde er als Architekt einzigartiger Denkmäler und Gedenkort, die in vielen Balkanländern realisiert wurden. Bedeutend ist auch sein umfassendes schriftstellerisches und zeichnerisches Werk. Politisch exponierte er sich im Kampf gegen den aufkeimenden Nationalismus. Die Folgen waren massive existenzielle Bedrohungen, vor denen Bogdanović 1993 mit seiner Frau Ksenija nach Wien flüchtete, wo er bis zu seinem Tod im Jahr 2010 im Exil lebte. Sein erstes Buch „Mali urbanizam“, das 1958 erschienen ist und in dem seine Kolumnen zum „Kleinen Urbanismus“ versammelt sind, ist leider bis heute nicht aus dem Serbischen in andere Sprachen übersetzt worden. MiMi hätte dieses Buch sicher mit Begeisterung gelesen und in den Texten von Bogdan Bogdanović viele Inspirationen gefunden. Aber auch auf anderen, diskreten und verschlungenen Umwegen scheinen Botschaften des außergewöhnlichen „Urbanologen“ Bogdan Bogdanović irgendwie bei MiMi angekommen zu sein, so dass sie intuitiv seinem Vorbild folgt.

Eine weitere Geschichte hat mit der Praxis der „Sanften Stadterneuerung“ in Wien zu tun. Während Belgrad nach dem Zweiten Weltkrieg ein starkes Bevölkerungs- und Stadtwachstum verzeichnen konnte, war die Situation in Wien gerade umgekehrt. Die Stadt hatte ihre angestammte Rolle als europäische Metropole verloren. Die Hauptstadt des klein gewordenen Österreich konnte mit ihren repräsentativen Stadträumen und ihren imponierenden architektonischen Monumenten zwar noch die Erinnerung an ihre imperiale Vergangenheit als Haupt- und Residenzstadt eines großen Kaiserreichs wachhalten, tatsächlich stagnierte sie aber im Schatten des nahen Eisernen Vorhangs, der die großen weltpolitischen Blöcke scharf trennte und die für Wien immer schon besonders vitalisierenden, nach Ostengerichteten Lebensadern brutal abgeschnitten hatte. Es gab keinen Zuzug mehr. Die Bevölkerung der Stadt schrumpfte und zeigte sich in der unmittelbaren Nachkriegszeit überall – wie die meiste Bausubstanz auch. Zwar hatte man in der ersten Phase des Wiederaufbaus nach dem Krieg die wichtigsten Monumentalbauten, wie z.B. die Oper und das Burgtheater, mit großen Anstrengungen wiederhergestellt, man hatte viele der zerbombten Gebäude repariert oder durch Neubauten ersetzt, aber Wien erschien trotzdem als eine müde, graue Stadt ohne überzeugende Entwicklungsperspektiven.

Im Zuge des Wiederaufbaus wurden auch in den gründerzeitlich geprägten Arbeiterbezirken, wie in Ottakring, viele der zerstörten Häuser abgebrochen und durch zeittypische Wohnbauten ersetzt. Weniger beschädigte Gebäude wurden repariert, allerdings schlug man bei vielen von ihnen den ursprünglichen Fassadenschmuck ab, einerseits um die Kosten einer Wiederherstellung einzusparen, andererseits weil die Dekorationen des 19. Jahrhunderts meistens als anachronistisch, unmodern und als ästhetisch problematisch bewertet wurden. Die schlechte Bausubstanz der „Zinskasernen“ in den vorstädtischen Quartieren

2 VUKOVIĆ Vladimir, Bogdan Bogdanović und der kleine Urbanismus, Vortragsmanuskript veröffentlicht in: RAITH Erich, SMETANA Kurt, Institut für Städtebau, Landschaftsarchitektur und Entwerfen der TU Wien (Hg.), Mission Mikroubanismus. Kurze Nacht der Stadterneuerung IV, Eigenverlag, Wien 2015, S. 18 ff. Das Zitat stammt aus: BOGDANOVIĆ Bogdan, Tri zvezkara, in: Borba, Belgrad, 05. 07. 1957 (Übersetzung: V. Vuković).

und die unbefriedigende Wohnqualität, die durch den hohen Überbauungsgrad und den Mangel an Freiflächen im gründerzeitlichen Blockraster begründet war, wurden zu Recht als den zeitgemäßen städtebaulichen Leitbildern widersprechend angesehen, die mit den Schlagworten „Licht, Luft und Sonne“ verbunden waren und eine viel stärkere Gliederung und Auflockerung der städtischen Bebauungsstrukturen anstrebten. Dazu kamen die Zielvorstellungen einer „autogerechten“ und einer „funktional entmischten“ Stadt, in der die Stätten des Wohnens und des Arbeitens möglichst räumlich separiert werden sollten. Allen diesen „modernen“ Idealen entsprach die gründerzeitliche Stadt gar nicht. Dazu kam der Umstand, dass in Wien etwa 300.000 Substandardwohnungen bestanden, die keinen eigenen Wasseranschluss und weder Bad noch WC innerhalb der Wohneinheiten hatten, also in keiner Weise zeitgemäßen Standards entsprachen.

Es ist im Rückblick nicht verwunderlich, dass die Stadtplaner angesichts der veralteten, extrem dicht bebauten, kaum durchgrünt und in Hinblick auf die Wohnqualität völlig unbefriedigenden Stadtquartiere über „Flächensanierungen“, das heißt: über Strategien des Abbruchs und Neubaus im großen Stil, nachzudenken begannen. „Neubau“ hätte damals wohl bedeutet, dass anstelle des kompakten gründerzeitlichen Blockrasters hohe, monofunktionale Wohnhausscheiben in Betonfertigteiltbauweise mit viel Abstandsgrün und optimierten Verkehrsbändern dazwischen errichtet worden wären.

Dazu ist es – zum Glück! – nicht gekommen, denn die gründerzeitliche Stadt entspricht – trotz ihrer auch heute unübersehbaren Schwachpunkte – als kompakte, feinkörnig nutzungsgemischte und auch als sozial gemischte, komplex urbane „Stadt der kurzen Wege“ den aktuellen städtebaulichen Leitbildern wiederum viel eher als die monofunktionalen, aufgelockerten und autogerechten Wohnsiedlungen der Nachkriegszeit.

Dass in Wien keine großmaßstäblichen Flächensanierungen realisiert wurden, ist in hohem Maße einer ursprünglich kleinen Gruppe von Planern und Aktivisten zu verdanken, die sich in den späten 60er- und frühen 70er-Jahren des vorigen Jahrhunderts für alternative Strategien der Stadterneuerung zu engagieren begannen. Es war eine Szene gesellschaftskritischer „Achtundsechziger“. Auf alten Fotos, die diese Anfänge dokumentieren, sieht man junge Menschen mit langen Haaren und glockig geschnittenen Hosen, die rauchend und diskutierend in vergammelten Ottakringer Hinterhöfen herumstehen. Von Anfang an sahen sie die Stadterneuerung nicht als eine rein bauliche, sondern gleichermaßen als sozialpolitische Herausforderung. Das erklärte Ziel war, dass durch die Sanierung und Aufwertung von Stadtquartieren die dort wohnhafte Bevölkerung nicht vertrieben oder mit unzumutbar höheren Lebenshaltungskosten konfrontiert werden sollte. Man wollte die betroffene Bevölkerung „von unten“ in den Erneuerungsprozess einbinden und die Maßnahmen nicht autoritär „von oben“ diktieren.

Methodisch war Dezentralisierung angesagt. Ein alter Bus wurde zu diesem Zweck in ein mobiles Büro umgebaut und zunächst in einem Ottakringer Sanierungsgebiet geparkt. Man kam so vor Ort mit der Bevölkerung ins Gespräch. Bald darauf wurde im Hinterzimmer des Gasthauses Bierfink das erste ortsfeste Lokal einer „Gebietsbetreuung“ eingerichtet. Für die Anrainer war es nur naheliegend, den Besuch des Gasthauses gleich mit einem Gespräch über wünschenswerte Entwicklungen des Grätzls zu verbinden. Ottakring wurde zum Versuchslabor, in dem neue Wege des Stadtbbaus entwickelt und erprobt wurden. Die „Sanfte Stadterneuerung“, die nicht deswegen so heißt, weil man mit den alten Spekulations-Zinshäusern immer nur behutsam umgehen wollte, sondern weil man vorrangig der betroffenen Wohnbevölkerung unzumutbare Härten ersparen wollte, nahm ihren Lauf.

Heute blickt die „Sanfte Stadterneuerung“ in Wien als „das Großprojekt der tausend kleinen Schritte“ auf eine Entwicklungsgeschichte von mehr als vier Jahrzehnten zurück. In fast allen Wiener Bezirken gibt es Lokale der jeweiligen Gebietsbetreuungen, die in direktem Austausch mit der ortsansässigen Bevölkerung umfassende Aufgabeneines interdisziplinären Stadtteilmanagements übernehmen. Dabei geht es natürlich immernoch um die Sanierung des baulichen Altbestandes, wenngleich es mittlerweile in Wien fast keine Substandardwohnungen mehr gibt. Es geht ebenso um die Optimierung von Neubauprojekten, um die Gestaltung und die Belegung der öffentlichen Räume, um die Schaffung von Grünflächen, um Maßnahmen der Verkehrsberuhigung, um die Koordination und Moderation von Entwicklungsprozessen aller Art, um Konfliktmanagement, die Stärkung lokaler Netzwerke, um Unterstützungen kultureller Aktivitäten und künstlerischer Interventionen, um juristische und sonstige Beratungsaufgaben, ja es geht grundsätzlich darum, die Bevölkerung zu ermutigen, sich die Stadt engagiert und kreativ als Lebensraum anzueignen. Am 4. Oktober 2010 erhielt Wien für seine Praxis der „Sanften Stadterneuerung“ von der UNO-Weltorganisation für Siedlungswesen und Wohnbau die „Scroll of Honour“, die höchste internationale Auszeichnung, die es in diesem Bereich gibt.

Heute steht die Frage der „inneren Stadtentwicklung“ wieder zur Disposition. Die Vorzeichen haben sich gegenüber der Pionierphase in den 70er-Jahren des vorigen Jahrhunderts grundlegend geändert. Wien erlebt nach dem Fall des Eisernen Vorhangs eine neue Gründerzeit. Die nach Osten gerichteten Lebensadern der Stadt sind wieder intakt. Wien findet in seine Rolle als zentraleuropäische Metropole zurück. Die Stadt ist in den letzten Jahrzehnten jünger, vielfältiger, bunter und weltoffener geworden. Man registriert aktuell einen Bevölkerungszuwachs von bis über 40.000 Einwohner pro Jahr. Mittlerweile studiert in dieser Stadt jeder zweite Mensch aus der Altersgruppe der 19- bis 26-Jährigen an einer Universität oder Fachhochschule! In der Stadtplanung sind wieder Großprojekte angesagt. Hochhäuser schießen aus dem Boden. Mit Blick auf die gründerzeitlichen Quartiere wird über mehr oder weniger „sanfte“ Strategien der Nachverdichtung diskutiert. Immer öfter hört man wieder die Begriffe „Abbruch“ und „Neubau“. In dieser Situation scheint es wichtig, an Bogdan Bogdanović und seinen Kleinen Urbanismus zu erinnern, sowie MiMi Mis promenadologischen Stadterkundungen Aufmerksamkeit zu schenken und ihr bis zum Lokal der Gebietsbetreuung Ottakring diskret auf den Fersen zu bleiben.

Die letzten der für dieses Buch ausgewählten Geschichten darf ich aus einer persönlichen Perspektive erzählen: Ich habe eine enge Beziehung zu Ottakring, weil mein Vater, Jahrgang 1926, in den harten Gassen dieses Bezirks aufgewachsen ist. Der Arbeiterbezirk war in den Zeiten seiner Kindheit und Jugend eher ein Arbeitslosenbezirk. Es gab viele Kinder, aber so gut wie keine Autos in den Ottakringer Gassen. Entsprechend anders als heute wurden die Stadträume von der Bevölkerung als nachbarschaftliche Begegnungs- und Aufenthaltsräume genutzt, von den Kinderhorden als Spielplätze, Sportplätze und Schlachtfelder, von den Handwerkern als Erweiterungen ihrer engen Souterrain-Werkstätten. (Wie oft werden damals wohl improvisierte Fußbälle – sogenannte „Fetzenlaberln“ – gegen abgeschundene Haustore geschossen worden sein?) Je älter er wurde, desto öfter erinnerte sich mein Vater an das Ottakring der Zwischenkriegszeit, an sein Aufwachsen in Armut, aber nicht im Elend, an erstaunliche Freiheiten, informelle Spielräume und vielfältigste alltägliche Lernerfahrungen im Dickicht der Stadt. Ohne die existenziellen Probleme seiner Familie zu verdrängen, hat er im Rückblick eine glückliche Kindheit und dabei urbane Qualitäten beschrieben, die heute geradezu visionär erscheinen. Vielleicht wird es der Generation von MiMi gelingen, einige der Freiheiten zurückzugewinnen,

die mein Vater in den Ottakringer Gassen erleben durfte und die uns heute schon fast unvorstellbar geworden sind.

Ich selbst erinnere mich an ein sehr anregendes Mittagessen mit dem Leiter der Gebietsbetreuung Ottakring, dem Architekten Kurt Smetana, im Spätherbst 2003. „Im kommenden Jahr“, sagte Kurt damals, „wird es eine Reihe von spannenden Veranstaltungen geben, denn vor dreißig Jahren wurde das Stadterneuerungsgesetz beschlossen und dieses Datum gilt als die offizielle Geburtsstunde der Wiener Stadterneuerung. Vor allem werden viele Rückblicke und aktuelle Standortbestimmungen unternommen werden. Aber sollte man so ein Jubiläum nicht auch zum Anlass nehmen, um nach vorne zu blicken und über zukünftige Entwicklungen nachzudenken? Und wären nicht die Studentinnen und Studenten einer Architekturfakultät, quasi die Planerinnen und Planer der nächsten Generation, dafür prädestiniert?“ Bei der Nachspeise hatten wir bereits ein Konzept skizziert. Wichtig war uns, die Ergebnisse solcher studentischer Auseinandersetzungen nicht nur im engen akademischen Rahmen, sondern allgemein zugänglich in den öffentlichen Räumen Ottakrings, am besten in Form eines „Events“, zu präsentieren – vorzugsweise in einer der kurzen Juninächte am Ende des Sommersemesters.

Das Format der studentischen Übung und der Event hießen schließlich auch „Kurze Nacht der Stadterneuerung“. In der Nacht des 20. Juni 2004 wurden die Ergebnisse zwischen wolkenbruchartigen Regenfällen nicht nur einer interessierten Fachöffentlichkeit, sondern auch einer ebenso interessierten Bevölkerung in Ottakring präsentiert. In einem Hinterhof war ein provisorisches Kino installiert worden. Dort konnte man einen Film über die subversive Rückeroberung der Straßenräume und die Zurückdrängung des motorisierten Verkehrs sehen. In leerstehenden Wohnungeneines Sanierungshauses waren unterschiedlichste Wohnsituationen eingebaut worden – Gaststudenten aus Korea hatten sogar eine Wohnung im koreanischen Stil eingerichtet. Erdgeschoßflächen wurden temporär ausländischen Firmen als Verkaufslokale zur Verfügung gestellt. Junge slowenische Techniker fanden in dieser Nacht dann auch prompt Käufer für ein selbst entwickeltes Elektromoped. Die Ergebnisse eines bezirksweiten Ideenwettbewerbs wurden im Rahmen einer Preisverleihung präsentiert. Innovative Jungunternehmer gewannen den Hauptpreis, das kostenfreie Nutzungsrecht eines Erdgeschoßlokals für die Dauer eines Jahres. Im Lauf des Semesters waren charakteristische Ottakringer Hausbiographien recherchiert und neue nutzungsoffene Gebäudetypen entworfen worden, die als Weiterentwicklungen des gründerzeitlichen Stadtsystems konzipiert waren. Und schließlich wurde mit den Leuten aus dem Grätzl ein rauschendes Straßenfest gefeiert.

Der Erfolg der „Kurzen Nacht der Stadterneuerung“ legte nahe, dieses Format in den folgenden Jahren zu wiederholen. Dies geschah auch, einmal in Form eines internationalen Sommerworkshops, ein weiteres Mal als aktionistisches Experiment, bei dem in einem alten Ottakringer Gasthaus große Stadtmodelle installiert wurden, an denen langfristige Transformationsprozesse der Stadt anschaulich simuliert und bewertend verglichen werden konnten.

Es war klar, dass im Sommersemester 2014 wieder eine „Kurze Nacht der Stadterneuerung“ stattfinden musste, immerhin feierte die „Sanfte Stadterneuerung“ in Wien zu diesem Zeitpunkt bereits ihren vierzigsten und das Lehrveranstaltungsformatsomit seinen zehnten Geburtstag. In Erinnerung an Bogdan Bogdanović und seinen Kleinen Urbanismus wurde als Titel „Mission Mikrourbanismus“ (abgekürzt: MiMi) gewählt. Diesmal sollte die Aufmerksamkeit besonders auf die Aspekte des Kleinen, des Subtilen, des Versteckten, des Hintergründigen und des Flüchtigen in der Stadt gerichtet werden. Es sollte um die

fokussierte Wahrnehmung dieser oft vernachlässigten Maßstabsebene gehen und um die Frage, welche Qualitäten urbaner Lebensräume von solchen Mikro-Phänomenen abhängen. Wann und von wem wird eine aus Alterungsprozessen und Gebrauchsspuren resultierende „Patina“ der Stadt positiv oder negativ bewertet? Wie kann man bei Erneuerungen und Umnutzungen des Bestands damit umgehen? Welche konzeptionellen und gestalterischen Konsequenzen können aus solchen Betrachtungen abgeleitet werden? Welche Dimensionen kann die Vielfalt des Kleinen in der Stadt gewinnen? Etc.

Die Beobachtungen, Untersuchungen und Entwürfe, die im Rahmen der „Mission Mikrourbanismus“ entstanden sind, haben allen Beteiligten neue Sichtweisen auf die Stadt und neue Erlebnissphären erschlossen, viele der dabei gefundenen Aspekte klingen hier in der Erzählung über die Architekturstudentin MiMi an. Die Studentinnen und Studenten, die sich mit großem Engagement auf die „Mission Mikrourbanismus“ eingelassen haben, waren quasi ein Sommersemester lang allesamt MiMi. Und sie sind indirekt Mitautorinnen und Mitautoren dieses Buches. Für ihre inspirierenden Anregungen ist an dieser Stelle zu danken. Dies gilt natürlich besonders für Rita Aichinger, Miriam Kühler, Petra Kvapil und Sarah Wantoch, die neben vielen anderen Besonderheiten Ottakrings auch das ungewöhnliche Tor entdeckt haben, das neben MiMi zum Protagonisten dieses Buches geworden ist. Zum Glück haben sie sich die Mühe gemacht, einige der Geschichten, die ihnen dieses Tor erzählt hat, aufzuschreiben.

Jene Geschichte, die eindeutig erklären könnte, warum das Haustor da draußen in Ottakring, im Haus Degengasse Nummer 41, so aussah, wie es aussah, kennen wir allerdings immer noch nicht – und das soll bis auf Weiteres auch so bleiben.

Erich Raith
im März 2015



Inhalt

I	9	MiMi	Erich Raith
	23	Sammler der Kontraste	Miriam Kühler
	24	Aus dem Leben eines Torflügels	Sarah Wantoch
	27	Die Tür in der Tür	Miriam Kühler
	29	Das ehrenwerte Haus	Petra Kvapil
	31	Die Erbschaft	Miriam Kühler
II	35	MiMi (Fortsetzung)	Erich Raith
	43	Das Brandmal	Rita Aichinger
	45	Das Öffnen	Miriam Kühler
	47	Unsicherheit	Sarah Wantoch
	49	Die versteckte Beobachterin	Petra Kvapil
	51	Die Andeutung	Sarah Wantoch
	53	Dunkle Spuren	Rita Aichinger
	55	Mondsicheln	Miriam Kühler
III	59	MiMi (Fortsetzung)	Erich Raith
	61	Die Weltreise	Sarah Wantoch
	71	Der Regen	Rita Aichinger
	73	Ohne Titel	Miriam Kühler
	75	Die Ursache	Petra Kvapil
	77	Tief im Meer	Rita Aichinger
	79	Leder	Sarah Wantoch
	81	Manner Schnitten	Miriam Kühler
	83	Die Rückkehr	Rita Aichinger
	85	Eis	Sarah Wantoch
IV	89	MiMi (Fortsetzung)	Erich Raith
	91	Was wäre, wenn sich der Kontrast fortsetzen würde?	Sarah Wantoch
	93	Was wäre, wenn die Tür nicht mehr sie selbst wäre?	Miriam Kühler
	95	Was wäre, wenn die Tür eine neue Aufgabe bekäme?	Petra Kvapil
	97	Was wäre, wenn die Tür eine öffentliche Tür würde?	Miriam Kühler
	101	Türchen öffne dich!	Rita Aichinger
V	113	MiMi (Fortsetzung)	Erich Raith
	117	Nachbemerkungen und Vorgeschichten	Erich Raith

Abbildungen

Alle Fotos von Sarah Wantoch

außer:

Rita Aichinger 42
Miriam Kühler 44, 80
Petra Kvapil 128
Ewald Lokaj 36, 125

Fotomontagen:

Rita Aichinger, Sarah Wantoch 100
Miriam Kühler 92, 98, 99
Sarah Wantoch 90
Rita Aichinger, Sarah Wantoch 94;
unter Verwendung eines Teppichs von Gebhart Blazek,
berber carpets + textiles, Leonhardstraße 12, 8010 Graz,
und weiterer Einrichtungsgegenstände von wohnzeile⁴,
Linke Wienzeile 4, 1060 Wien

